

Die „Verleiblichung“ des christlichen Glaubens

Von * *

Es sind immer wieder die gleichen Schwierigkeiten, über die der Mensch von heute, der in der Vielfalt und Zerrissenheit der modernen Welt ein religiöses Leben führen will, klagt: Man kann sich nicht mehr recht sammeln, ist dauernd zerfahren, dem Nächstliegenden hingegeben und von lauter Zufälligkeiten hin- und hergezogen. Der jeweilige Augenblick absorbiert die Kräfte, während unterschiedlich noch so und so viele Dinge auf Erledigung warten. Die schweren Erfahrungen des Lebens: die Einsamkeit und Unerfülltheit, Sorgen, Enttäuschungen und Mißerfolge, die eigenen Schwächen und Sünden, können innerlich nicht mehr verarbeitet werden. Man schiebt sie darum in einem fort beiseite und läßt so einen ewig schwelenden Herd der Unzufriedenheit, der seelischen Bedrückung und Spaltung zurück. Wenn dadurch schon die Begegnung mit dem anderen Menschen in mannigfacher Weise gestört ist, dann noch weit mehr der viel tiefer liegende Kontakt mit Gott.

Dazu kommt noch ein anderes: Gott ist unsichtbar und seine Geheimnisse, die Geheimnisse der Offenbarung, sind nur im Glauben zu fassen. Zwar ist Gott Mensch geworden, nicht zuletzt darum, daß wir ihm leichter in der Ganzheit unseres Lebens, mit Leib und Seele, begegnen könnten, daß wir ihn mit den Augen unseres Leibes sähen, sein Wort in menschlicher Sprache hörten und ihn mit unseren Händen berührten. Es ist wahr, daß durch die Menschwerdung Gottes die ganze Welt in neuer Weise sein eigen geworden ist, daß es in dieser Welt nichts Profanes mehr gibt, daß Christus vielmehr alles in seinen Dienst genommen hat, die Menschen ebenso wie die Elemente. Ist also darum Gott in seinem Sohn nicht in tausend Weisen für uns sichtbar geworden: in seiner Kirche, im Priestertum, im Kult, in den Sakramenten, in Weihungen und Seg-

nungen? Und taten die Christen nicht recht, wenn sie ihrerseits alles Sichtbare in ihren Dienst nahmen, um die Welt zu einer Welt Gottes zu machen, um den Himmel, das endgültige Leben mit Gott, sinnbildlich schon vorwegzunehmen? In heiligen Bildern und frommen Bräuchen, in Liedern und Prozessionen? Haben sie nicht so ihre Wohnungen und ihre Fluren zu einem einzigen Haus Gottes gemacht, darin man Gott auf leichte Weise finden konnte?

Hier setzt auch schon die Entgegnung ein: Vieles von dem, was du da aufführst, wissen wir ja nur noch aus der Erzählung. Wir leben ja gar nicht mehr in einer christlichen Welt, über der sich ein offener Himmel wölbt, nicht einmal mehr auf dem Land. Gewiß, es stehen noch allenthalben unsere Kirchen und Dome, und jeden Morgen wird darin noch die Liturgie gefeiert. Aber hat das alles nicht etwas Fremdes und Unwirkliches bekommen in unserer technisierten und entzauberten Welt? Beeindruckt und bedrückt uns nicht zugleich unmittelbarer das flutende Leben der Moderne und der hämmende Rhythmus der täglichen Arbeit, die immer ausschließlicher auf Leistung und Erfolg ausgerichtet ist? Wo können wir da noch anknüpfen, um von den sichtbaren Dingen zum Unsichtbaren, Göttlichen emporzusteigen? Sind nicht die meisten Brücken zwischen der Welt des Glaubens, der religiösen Welt unseres Herzens und der entgötterten Welt des modernen Menschen abgebrochen? Das ist unsere Klage. Eben daher kommt es, wenn auch nicht nur daher, daß wir so unansprechbar für den Anruf Gottes geworden sind, daß wir Gott oft so ausgedorrt entgegentreten. Wohl lesen wir das Wort Gottes im Evangelium, aber es will nicht mehr recht zu unserem Herzen dringen; wohl hören wir es in der Predigt, aber es ergreift uns nicht. Alles bleibt unanschaulich, un-

bendig, abstrakt gegenüber jenem sichtbaren Leben, das uns täglich umflutet. Es hat für uns keine Wärme mehr, keine Fülle, ist nicht mehr durchblutet und vermag darum auch kein Leben zu wecken. Entweder wird nur der Verstand angesprochen, und der allein läßt kalt; oder aber es wird nur das Gefühl für eine Weile erregt, und das allein klärt nicht und hält nicht stand. Der Grund dafür ist immer der gleiche: solange wir nicht in unserer Ganzheit von Leib und Seele angesprochen werden, solange wir nicht selbst mit Leib und Seele dabei sind, dürfen wir auch nicht erwarten, daß uns die Welt des Glaubens sichtbar und betastbar nahe kommt, daß wir in allen Dingen Gott finden und ohne Unterlaß beten können, wie der Herr doch von uns verlangt.

Was können wir darum tun, um zu dieser Ganzheit der Glaubenserfahrung zu kommen? Wir müssen uns bewußt die Glaubenswelt wieder zu „verleiblichen“ suchen. Dazu genügt aber nicht, daß wir nur hin und wieder eine erhabene Liturgie mitfeiern, daß wir uns für ein paar Tage in eine Abtei zurückziehen, daß wir gelegentlich eine Prozession, eine Wallfahrt mitmachen oder auf irgend eine andere Weise den Raum unseres gewöhnlichen Lebens verlassen, um in einem geeigneteren Milieu, in einer noch heileren Atmosphäre den Glauben als alles durchformende Macht zu erfahren. Wir müssen vielmehr von unserem ganz gewöhnlichen und alltäglichen Lebensbereich ausgehen und eben darin den Glauben zu „verleiblichen“ suchen. Das hat zur Folge, daß wir die Gelegenheiten zur Einübung einer ganzheitlichen Glaubenserfahrung zunächst im Kleinen zu suchen haben, und daß es eines täglichen Sich-Übens und immer wieder Sich-Übens bedarf, um die Organe für die Aufnahme der Welt Gottes und Christi zu stärken. — Wie geschieht das im einzelnen?

Zunächst gilt es die äußeren Sinne für die religiöse Welt zu öffnen. Wenn ich z. B. im Morgen- und Abendgebet oder in der Betrachtung zu Gott gehe, dann darf ich nicht gleich zu sprechen anfangen, dann muß ich vielmehr zuerst Gott zu sehen und zu hören und zu verspüren trachten. Ich werde

mir darum klar machen, was es heißt, vor Gottes Antlitz zu treten, unter seinen Augen zu weilen und meinen Namen aus seinem Munde zu vernehmen. Ich werde mich darum hinknien, vielleicht auch ganz auf den Boden hinstrecken und den Boden küssen, in Erinnerung an Moses und die Propheten, die vor Gottes Majestät in den Staub sanken, und an alle, die vor Jesus niederfielen und seine Hilfe anriefen. Vielleicht werde ich mich aber auch aufrecht hinstellen, meine Augen erheben, die Hände falten oder auch die Arme ausbreiten. Was ich im einzelnen tue, wird jeweils von meiner augenblicklichen Disposition abhängen, von dem, was mein Herz erfüllt und bewegt. Denn die Haltung meines Leibes muß jener der Seele entsprechen, soll sie echt und wirksam sein. Nur so werde ich zu der lebendigen Erfahrung kommen: Gott ist bei mir, Er ganz allein, in diesem Raum, in meiner Freude oder auch in meinem Leid, mich aufrufend, mich in die Knie zwingend oder auch mich tröstend und stärkend.

Mein Schen kann ich durch ein Bild unterstützen, das ich vor mir habe und das ich öfter auswechsle, — mein Hören dadurch, daß ich laut spreche, weil dies den Eindruck des lebendigen Gegenübers verstärkt. Sehr zu raten ist, daß ich im Morgen- und Abendgebet statt vieler Gebete das Vaterunser langsam und vernehmlich vor mich hinsage. Ich stelle mir vielleicht dazu noch vor, wie es unser Herr und die ganze Christenheit mit mir zusammen betet und wie ich mich der Stimme Christi und dem Chor der Beter anschließe. Meine Haltung kann ich dadurch spontaner und eindrucksfähiger machen, daß ich abwechselnd bald kneie, bald stehe, oder sitze, je nachdem es meiner Andacht zugute kommt. Auf diese Weise kommt mir eindringlicher zum Bewußtsein, daß ich etwas Wichtiges tue und daß sich zwischen mir und Gott etwas Wirkliches ereignet. Die Seele wird angeregt und überwindet leichter die Eintönigkeit unseres mechanisierten Lebensrhythmus. Sie fängt an, eigene Bilder und Vorstellungen zu erzeugen und überläßt sich nicht einfach passiv und wahllos den Eindrücken, die auf sie einstürmen. Eine

berufstätige Frau erzählte vor einiger Zeit: Da sie wegen ihrer aufreibenden Arbeit zu müde sei, um abends noch gesammelt und mit Frucht beten zu können, sei sie auf folgenden Einfall gekommen. Sie stelle sich vor, ihr Zimmer enthalte eine Reihe von heiligen Orten, an denen Gott Christus, die Gottesmutter und die Heiligen in je besonderer Weise gegenwärtig seien. Und dann beginne sie ihre Wallfahrt bei einem Bild, das sie zur Anbetung Gottes anrege, gehe von dort zum Kreuz und besuche endlich auch ihre Madonna. Damit könne sie eine viertel Stunde verbringen, ohne daß es ihr sonderlich Mühe mache, und jedesmal habe sie ein gutes Abendgebet verichtet.

Je „leibhafter“ ich Gott im Gebet begegne, um so mehr bekommt meine Wohnung den Charakter des Hauses Gottes und steht im Gegensatz zur entseelten und entgöttlichten Welt. Vieles in ihr erinnert mich daran, daß Er bei mir wohnt: ein Bild, das Kreuz, das Evangelium, das Missale, eine Kerze, der Palmzweig und das Weihwasserbecken. Ich grüße Ihn, wenn ich gehe oder wiederkomme, und knei nieder, wenn ich plötzlich Seiner Nähe inne werde. So wird mein Haus sein Haus; es begleitet mich auf allen Wegen als Ort der Ruhe und Sammlung, als Ort des Gebetes und der Begegnung mit Gott. Seine Gestalt, wie sie am Morgen lebendig vor mir stand, geht mir nach, in den Alltag hinein. Ein Wort — aus dem Evangelium oder den Apostelbriefen, aus dem *Pater noster*, dem *Ave Maria*, dem *Credo*, aus der Liturgie, den Gebeten der Kirche und der Heiligen, das ich laut sprach und in dem sich Gott mir kund tat, klingt in der Seele weiter. Ich hüte es und spreche es immer wieder einmal vor mich hin. So kehre ich heim, ohne Gott verlassen zu haben und um ihn doch auf neue Weise wiederzufinden. Wenn ich frohgestimmt bin, werde ich Ihn in allem Schönen sehen, bin ich traurig, werde ich auch einmal das Licht auslöschen und die Dunkelheit zu Hilfe nehmen, um vor Gott zu klagen und zu weinen. Es kann sein, daß auch dies alles die Seele nicht mehr anregt, weil sie vor lauter Hetze und Arbeit und Leid zu abgestumpft und ver-

braucht ist. Es kann auch eine bloße Prüfung sein. In jedem Fall gilt es auszuhalten und von neuem zu üben. Ich kann mich z. B. fragen, wie würdest du anderen dieses Kapitel der Schrift oder der Nachfolge Christi klar machen, was würdest du anderen in deiner Situation, in deiner Einsamkeit und Verlassenheit sagen und wie wäre es, wenn jetzt Christus leibhaftig vor dir stünde. Damit finde ich den psychologischen Einstieg in meine eigene Seele, ohne zu sehr an mich selbst zu denken. Wenn die Seele innerlich erst wieder einmal in Bewegung gerät, ist sie nicht mehr weit davon entfernt, auch Gott wieder „leibhaftig“ zu begegnen.

Ich darf mich nun aber nicht damit begnügen, nur meine ganz persönliche kleine Welt zur Welt Gottes zu machen. Ich muß darüber hinaus auch die größere Welt, die Stadt, den Bereich meiner Berufsaarbeit, in die sichtbare Begegnung mit Gott einzubeziehen suchen. Dabei wird man am besten von der Kirche oder Kapelle ausgehen, die man für gewöhnlich zu besuchen pflegt; sie bietet ja die meisten Anhaltspunkte für eine „Verleiblichung“ des Glaubens. Schon der Kirchweg muß für mich etwas Besonderes an sich haben. Die ägyptischen und babylonischen Tempel kannten eigene Tempelstraßen, die, von Steinmonumenten mit Sphinx-Darstellungen umsäumt, zum Heiligtum hinführten und durch ihre ganze Anlage den Besucher zur Sammlung stimmen und auf die Gottheit hinweisen sollten. Ähnliches ist bei den christlichen Kirchen der Vergangenheit zu beobachten. Sie hoben sich nicht nur durch ihren sakralen Stil von ihrer gewöhnlichen Umgebung ab, sie waren auch von Plätzen oder Friedhöfen umsäumt, sie waren häufig an einem erhöhten oder jedenfalls zentralen Ort erbaut, und die Straßen führten auf sie zu wie zu einem Mittelpunkt. Vielleicht zeigen sich auch auf meinem Kirchweg noch deutliche Spuren davon. Und wenn nicht, dann kann ich sie entdecken; denn vieles, was zunächst gar nicht danach ausschaut, kann mir zum Symbol werden. Schweigend und gesammelt werde ich meinen Kirchweg zurücklegen, um das Haus Gottes grüßen zu können, wie die Israeliten ihren Tempel

grüßten, wenn sie auf ihren Pilgerfahrten nach Jerusalem seiner und der ganzen heiligen Stadt ansichtig wurden: „Freude bringen, die zu mir sagen: Zum Hause Gottes wallen wir. Nun stehen unsere Füße schon in deinen Toren, Jerusalem“ (Ps 121).

Wie meine Wohnung, so birgt auch meine Kirche viele „Zeichen“ der persönlichen sichtbaren Begegnung mit Gott. Wie gern erinnert sich der Mensch noch in späten Jahren seiner Heimatkirche, ihres Raumes, ihrer Altäre und Bilder, ihrer besonderen Tage und Gebräuche. Und wenn sie nicht viel Anziehendes hätte, ich kann sie mir dennoch erobern, meine Kirche, die mir ein Stück Heimat bedeutet, da sie aus meinem täglichen Leben nicht wegzudenken ist. Vielleicht gibt es daneben noch andere Kirchen in meiner Stadt, die mir lieb und teuer sind, weil mein Weg öfter an ihnen vorbei führt oder ein festliches Ereignis mich mit ihnen verbindet. Solche Kirchen bilden dann sozusagen die trigonometrischen Punkte, von denen aus ich das mir zugehörige Stück Erde für Gott und sein Reich vermessen kann. Und dann gibt es noch hier einen Brunnen, mit dem Standbild der Mutter des Herrn, dort eine fromme Figur an einer Häuserecke. Ich werde sie kaum jedesmal bewußt sehen, aber einmal voll Entdeckerfreude angeschaut und liebend ins Herz genommen, werden sie den konkreten Raum meines täglichen Lebens füllen und mit göttlichen Zeichen versehen. Wer erst einmal zu schauen gelernt hat, der staunt, wie tief und unauslöschlich Gott sein Wirken unter den Menschen einer Stadt, einem Dorf oder einer ganzen Landschaft eingegraben hat. Noch heute weiß man davon zu erzählen, mit welcher Begeisterung Karl Sonnenschein in den zwanziger Jahren auf seinen sonntäglichen Fahrten die Berliner Katholiken anleitete, die „katholische“ Mark von neuem zu entdecken.

Vieles zur „Verleiblichung“ des Glaubens gibt uns die Kirche an die Hand: die Liturgie, das Lied, die Prozessionen, den Rosenkranz und den Kreuzweg, anderes wird jeder selber zu finden haben. Und je mehr man sich etwas persönlich angeeignet hat, um so

mehr hat es Fleisch und Blut angenommen, ist es ein Stück des eigenen Lebens geworden. Da pflegt einer immer ein kleines Kreuz bei sich zu tragen. An guten Tagen wird er es dankbar umfassen, in Not und Verzagtheit wird er es fester greifen und vielleicht noch mit in den Schlaf nehmen. Ein anderer trägt seine Marienmedaille oder ein Skapulier, die ihn einst in den besonderen Schutz seiner himmlischen Mutter aufnahmen. Und dann die Verleiblichung einzelner Geheimnisse des Glaubens. Ein Konvertit berichtet, wie er gern frühmorgens nach der heiligen Messe und nach dem Empfang der heiligen Kommunion in ein benachbartes Schwimmbad ging und in das noch klare, unberührte Wasser sprang. An den Tagen habe er immer mit besondere Dentlichkeit und beglückend gewußt, was es bedeute, durch das Bad der Taufe von aller Schuld gereinigt und für Gott geheiligt worden zu sein und ein Kind Gottes zu heißen. Ein Arzt erinnert sich bei seiner Krankenvisite gern an jene Szene des Evangeliums, wo berichtet wird, wie man nach Sonnenuntergang vor dem Hause des Petrus die Kranken von allen Seiten herbeibrachte, damit Jesus ihnen die Hand auflege und sie heile. So muß jeder selbst Initiative entfalten und nach Möglichkeiten Ausschau halten, um seiner Natur und seinem Milieu den Glauben bildhaft einzuprägen. Wer sich hier Mühe gibt, wird auf wunderbare Einfälle kommen, und je mehr sie seiner eigenen Phantasie entspringen, um so lieber und einprägsamer werden sie für ihn sein. Welch herrliche Gelegenheiten echt apostolischer Arbeit ergeben sich hier vor allem für alle, die für andere zu sorgen und sie zu Gott zu führen haben: für Priester, für Eltern und Erzieher. Wer anderen einmal etwas aus dem Leben Jesu erzählt und die Herzen dabei erwärmt und gepackt hat, wird von da an selbst die Gestalt Jesu deutlicher und inniger vor Augen haben. Er wird sich des Eingangswortes aus dem ersten Johannesbriefes erinnern: „Was wir gehört und mit unseren Augen gesehen, was wir geschaut und mit unseren Händen berührt haben vom ‚Wort des Lebens‘ . . . das verkünden wir auch euch.“